

dtv

Weihnachten ist – natürlich – das Fest der Liebe! Aber wenn es um unsere Verwandtschaft und deren termingerechte Versorgung mit Weihnachtsseligkeit geht, kommt es doch sehr darauf an, *wie* da geliebt wird. Baum oder kein Baum? heißt die Frage zum Beispiel. Oder: Was schenken wir Tante? Was macht man(n) mit seiner Geliebten? Und wer nimmt überhaupt Oma? Am Schluß kommt sogar der Weihnachtsmann selbst noch in Nöte, weil die Himmlische Kommission ihn beschuldigt, den Konsumterror auf unverantwortliche Weise gesteigert zu haben ...

Hans Scheibner wurde am 27. August 1936 in Hamburg geboren, ist gelernter Verlagskaufmann, Journalist, Texter und Liedermacher. Er lebt in Hamburg. Bekannt wurde er u. a. durch seine satirische Fernsehsendung ›Scheibnerweise‹.

Hans Scheibner
Der Weihnachtsmann in Nöten

Satiren

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Hans Scheibner
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Wer zuletzt lacht, macht das Licht aus (20478)
Ich werde nie erwachsen, nie! (20834)

Originalausgabe
Oktober 1986
15., erweiterte Auflage Oktober 2000
21. Auflage November 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1986 Hans Scheibner
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Walter Wachsmuth
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-25036-8
ISBN-10: 3-423-25036-4

Inhalt

Schlicht und einfach	7
Grünkohl	10
Eigentlich	13
Überall Stiefel	15
Heldenhaft gesund	18
Friedensliebe	22
Erfindungen scheinbarweise	23
St. Nikolaus' Ansprache an die Kinder	28
... aber nicht mehr vor dem Fest	31
Werbeslalom	33
Raumschiff Erde	38
Karl-Heinz T. und die singende Säge	41
Freue dich!	44
Mathematik der Feindschaft	47
Idealer Wuchs	49
Vom bösen Treiben des Kaninchens	
Archimedes	52
Was kommt dann?	53
Onkel Jo	56
Der Kompromiß	58
Was schenkt man Oma Reimer zu	
Weihnachten?	61
Oma Reimer kauft einen Weihnachtsbaum	64
Oma Reimer unterm Weihnachtsbaum	66
Wer nimmt Oma?	68

Ein ganz gewöhnlicher Abend	71
Der Weihnachtsmann in Nöten	74
Zug der Tiere	103
Omas Überraschung	106
Der »Weihnachtsbaum«	109
Der Weihnachtsmann auf der Reeperbahn . . .	112
Heiligabend zur »Windigen Ecke«	115
Und ich habe heute ein Bäumchen gepflanzt . .	135
Das Spielzeug	137
Weihnachtsgrüße	143
Familienglück	145
Es geht unaufhaltsam voran	149
Silvester bei Wolfgang	152
Neujahrsbedenken	155

Schlicht und einfach

Haben Sie auch dieses völlig neue Weihnachtsgefühl? Ich meine: diese Vernunft, die überall durchkommt. Daß die Leute diesen sinnlosen Weihnachtsrummel nicht mehr mitmachen. Schämen sich für den ganzen Luxus und die vielen Geschenke und besinnen sich wieder auf das Schlichte, Einfache.

Ging ja schon los bei der Weihnachtsbeleuchtung. In früheren Jahren dieser teure Lichterglanz: Tausende von Glühbirnen versprühten ihre Energie völlig unsinnig in die Gegend. Aber diesmal: ganz sparsame Beleuchtung, ganz schlicht und einfach. Und siehe da, der Einzelhandel meldet: Umsatzmäßig alles okay. Hat sich also diese fehlende Festbeleuchtung kein Stück geschäftsschädigend ausgewirkt. Im Gegenteil, haben ja die Geschäfte auch noch die Stromkosten gespart.

Und überhaupt, die dingsda, die Motivation ist dieses Jahr – also irgendwie gesünder. Früher hat z. B. unser entfernter Cousin, Speditions-Unternehmer Manfred Baumann, immer gesagt: »Erika kriegt 'n Tigerpelz, weil in unseren Kreisen, da kannst du echt nicht mehr in Kamelhaar rumlaufen.« – Aber diesmal zu Weihnachten denkt er plötzlich auch ganz schlicht und einfach: »Ich schenk' Erika

den Brillant-Anhänger, aus Vernunftsgründen. Weil – man muß sein Geld schließlich in Wertgegenständen anlegen. Du weißt ja gar nicht, was morgen kommt. Und auch in puncto Kleidung, hab ich gesagt, wird jetzt praktisch geschenkt. Sie kriegt nicht mehr irgend so'n teuren Modestück, den sie nach sechs Wochen schon an die Alsterdorfer Anstalten gibt, sondern ein gutes, vernünftiges Lederkostüm – Antilope – wo sie was von hat! Was auf Dauer gedacht ist! Kostet zwar dreitausend Mark, aber die sind nicht weg. Wir machen dieses sinnlose Geldausgeben nicht mehr mit!«

Ja, überall diese Vernunft und einfache Schlichkeit. Annelie und Holger, meine alternativen Freunde, schenken sich überhaupt nichts. Holger sagt: »Dieser materialistische Austausch von Industrieprodukten tötet nur das natürliche Gefühl für humane Kommunikation!« Er und Annelie sitzen Heiligabend bei einem Glas Tee unterm Strohstern – selbstgeflochten – und lesen. Er wird ihr dieses ungeheuer angesagte Öko-Werk ›Der andere Weg ...‹ (39,80, broschiert) übergeben – also nicht schenken. Denn das Buch ist für sie mehr so 'ne Art Fachliteratur, die sie einfach lesen muß. Und dazu hören sie wahrscheinlich die Lieder von diesem ungeheuer schlichten Liedermacher mit diesem einfachen Sound und dem sensiblen Gewissen. Annelie übergibt die LP Holger – auch mehr als geistiges Rüstzeug, nicht als Geschenk.

Vernunft also an der ganzen Weihnachtsfront, besonders zu merken an den Weihnachts-Glückwunschkarten. Die Heizkörper-Firma Brodermann & Co. hat dieses Jahr an alle ihre Kunden einen schlichten, einfach bedruckten Büttenkarton geschickt, wo vorne nur ein grüner Stern drauf ist und drinnen in schlichten, grauen Lettern der Text: »Liebe Kunden, wir halten nichts von der unpersönlichen Glückwunschkarten-Flut mit dem stereotypen ›Fröhliche Weihnachten‹. Darum möchten wir Ihnen ganz persönlich und menschlich ein frohes Fest wünschen und ein erfolgreiches Jahr 1987«. – Und diese schlichte Karte hat sie an zweitausend Kunden geschickt.

Das Einfache, das Echte hat diesmal die Oberhand, die Vernunft, das Persönliche.

Und damit, liebe Leser: Fröhliche Weih... Nein, so nicht. Ich möchte Ihnen vielmehr diesmal so richtig von Herzen, und nicht etwa allen Lesern zusammen, sondern jedem einzelnen ganz einzeln – ich will sagen: nur Ihnen, die Sie diese Zeilen jetzt lesen, ja, Sie sind gemeint, möchte ich äh – wie bitte? – ja richtig ein frohes Fest wünschen. Ganz schlicht. Und einfach.

Grünkohl

Shakespeare hat ja einen Haufen Dramen geschrieben. Dann ist er gestorben. Aber die Welt hat seine Dramen. So ähnlich ist es mit Schiller. Rembrandt hat ein paar ganz hübsche Bilder gemalt. Nun ist er schon länger tot. Aber das ist eigentlich gar nicht schlimm: Die Welt hat ja seine Bilder. Meine Mutter dagegen – die hat in dieser Welt eine große Lücke hinterlassen; denn seit sie nicht mehr lebt, kann kein Mensch auf der Welt mehr richtig Grünkohl kochen.

Ja, ich weiß, verehrte Leserin, verehrter Leser – Sie meinen, Sie könnten auch Grünkohl kochen. Aber bedenken Sie: Ich kann auch Bilder malen. Nur – mit Rembrandt ist das kein Vergleich ...

Der Grünkohl meiner Mutter ... Ich möchte das mal so ausdrücken: Als ich damals vor der Frage stand, vier Jahre nach Amerika zu gehen, hat meine Mutter alles mögliche versucht, mir das auszureden. Das bestärkte mich nur immer noch mehr in meiner Absicht. Dann hat sie gefragt: »Und wer kocht dir zu Weihnachten den Grünkohl?« Da bin ich hiergeblieben.

Dabei war meine Mutter gern bereit, jedem, der es wünschte, das Rezept zu überlassen. Es liegt nicht am Rezept! Es muß irgendwas anderes sein.

Meine Frau und ich versuchen seit zehn Jahren, den Grünkohl nach dem Rezept meiner Mutter zu kochen. Und jedesmal behauptet meine Frau: Jetzt schmeckt er genauso wie bei dir zu Hause. Aber – ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen: Kopie bleibt Kopie!

Es gab in unserer Familie oft gewisse Differenzen. Weltanschaulicher Art und so. Zwischen Vater und Sohn fanden richtige Glaubenskriege statt, wo die Bücher durch die Gegend flogen. Meine Schwester sorgte für Liebestragödien griechischen Ausmaßes. Manche Familienangelegenheiten kosteten ganze Eimer voll Geschirr. Aber wenn es dann soweit war, daß der erste Frost den Grünkohl ereilt hatte (Frost muß er gehabt haben, und zwar im Beet, nicht im Kühlschrank, pfui Teufel!), wenn meine Mutter die Parole ausgab: Sonnabend gibt's Grünkohl – dann waren Politik und Liebe Nebensache. Eine heilige Handlung kann man doch nicht mit solchen lächerlichen Problemen entweihen.

Nun werden Sie fragen: Wie schmeckte er denn, dieser sagenhafte Grünkohl? Darauf kann ich Ihnen nur antworten: Es ist sinnlos, das zu beschreiben. Der Grünkohl meiner Mutter . . . ach, ich zittere vor Erregung, wenn ich daran denke, wie es immer war, wenn sie sagte: »Sobald der erste Frost da war, mach' ich auch dieses Jahr wieder Grünkohl!«

Und dann werde ich traurig. Ach niemand, niemand auf dieser Welt kann heutzutage noch Grünkohl kochen.

Übrigens – so was Lächerliches: Da hat mir doch tatsächlich neulich dieser Herr Mühlmann, unser Nachbar – sonst eigentlich ein netter Mensch –, hat mir dieser Herr Mühlmann doch einreden wollen, es gäbe keine Frau auf der Welt, die den Grünkohl so kocht wie *seine* Mutter. Was manche Leute sich so einbilden!

Eigentlich

Eigentlich – sprach der Ehemann –
weiß ich, daß ich mich
nicht in jedes Bett mehr legen kann.
(Eigentlich)

Eigentlich – sprach der General –
hasse ich den Krieg.
Blut ist schlecht ersetzbares Material.
(Eigentlich)

Eigentlich – sprach der Kommunist –
da befürchte ich,
daß der Mensch so ideal nicht ist.
(Eigentlich)

Eigentlich – sprach der Aktionär –
gut verstehe ich
auch die Hafendarbeiter.
(Eigentlich)

Eigentlich – spricht selbst der Despot –
Macht macht unglücklich.
Nirgends ist man mächtig vor dem Tod.
(Eigentlich)

Eigentlich sind wir alle nur
gut und großmütig.
Und vor allem sind wir von Natur:

Eigentlich ...

Überall Stiefel

Komm ich doch heut morgen durch den Stadtpark – und denke: nanu? Da sitzt auf einer Bank im Morgengrauen ein alter Mann und hat so 'nen verblichenen roten Mantel an. Ein langer weißer Bart wallt ihm darüber – und neben ihm, halb im Gebüsch, steht ein Pferd. Vorsichtig schleich ich mich von hinten ran und höre, wie der Alte vor sich hinbrummt:

»Stiefel. Nix wie Stiefel. Große, kleine, ausgelatschte, kaputte, ungeputzte, geputzte – ich seh' überall nur Stiefel! Und diese Gerüche. Was für Gurken die mir zum Teil vor die Tür gestellt haben. Das ganze Jahr tragen sie keine Langschäfter. Aber wenn ich komme, dann holen sie die ältesten Treter vom Boden.«

Das Pferd – ein Schimmel – schnaubte verächtlich und kaute auf einem Zweig. Der Alte nahm einen Schluck aus der Taschenflasche. Dann brummte er wieder:

»Möchte überhaupt mal wissen: was soll diese Sitte? Mit den Stiefeln vor der Tür! Wenn man die Herren von der himmlischen Geschäftsführung darüber befragt, kriegt man bloß zur Antwort: Tradition! Hat mir doch neulich dieser Sankt Michael weismachen wollen: ›Der Stiefel vor der Tür,

Nikolaus, ist eine Art Friedenssymbol. Eine Geste des Vertrauens. Der Mensch ist mit nur *einem* Stiefel sozusagen hilflos. Er kann vor seinen Feinden nicht mehr fliehen. Indem er den Stiefel vor die Tür stellt, bringt er zum Ausdruck: Ich gebe mein Mißtrauen auf, ich vertraue auf die Liebe.«

Der Schimmel hob den Kopf und wieherte belustigt.

»Ja, da mußt du wiehern, was?« lachte der Alte. »Dabei hat das einen ganz einfachen Grund. Sie stellen nur *einen* Stiefel vor die Tür, weil mit einem Stiefel allein keiner was anfangen kann. Ein komplettes Paar könnte ja geklaut werden. So sieht es aus – und überhaupt ...«

Er nahm wieder einen Schluck aus der Flasche. Es war Rum drin. »... der Stiefel ist doch kein Symbol des Friedens. Was machen die Menschen mit ihren Stiefeln? Sie treten! Und das nicht nur zur Weihnachtszeit! Guck dir doch die Welt mal an! Im Stehschritt marsch! Und links, zwei, drei ...! *Das* fällt mir ein, wenn ich Stiefel sehe! – Hast du gesehen –« (er sprach zu seinem Pferd) – »der alte Grätzig, der pensionierte Feldwebel, hat doch tatsächlich wieder seine Kommiß-Stiefel vor die Tür gestellt. Na, dem hab ich's gezeigt. Heftzwecken hab ich ihm rein getan ...«

Das Pferd scharrte mit den Hufen und schüttelte sich, so daß die kleinen Glöckchen an seinem Zaumzeug läuteten.

»Das dürfen die im Himmel natürlich nicht wissen, daß ich hier unten jedesmal die Wut kriege am Nikolaustag. Früher, da hatte ich nur Äpfel, Nüsse und Mandelkern im Sack. Die konnte man bequem in jedem Schuh unterbringen. Vielleicht noch einen Tannenzapfen dazu und fertig. Aber heute? Mit Kassettenrekordern schicken sie mich los, mit Waschmaschinen und Fahrrädern, sogar mit Rasenmähern. Nun versuch du mal, so was in einen Stiefel reinzukriegen!

Ein Kreuz ist das. Und darum sag ich: Man sollte die Sitte ändern. Wenn schon symbolisch – dann sollen die Leute in Zukunft lieber ihren Hut vor die Tür legen: als Symbol für Bettelei und Habgier. Oder noch besser gleich einen mittelgroßen Container!«

Es war nur noch *ein* Schluck in seiner Flasche. Als er den getrunken hatte, mußte er plötzlich lächeln und murmelte:

»Wenn meine Else vom Fischmarkt nicht wäre, würde ich ja an der Menschheit verzweifeln. Aber die vergißt mich nie. Jedes Jahr ist in ihrem Stiefel schon was drin, wenn ich hinkomm': mein Rum! So was kriegt man ja nicht bei uns da oben! Ich glaub', das ist der einzige Grund, warum ich überhaupt noch jedes Jahr wiederkomm'.«

Er schwankte etwas, als er seinen Schimmel am Zügel faßte und sich langsam in Richtung City entfernte . . .

Heldenhaft gesund

Wenn Gerd in diesen feuchten Herbsttagen wieder leichte Schmerzen im Hals spürt und so ein Kribbeln in allen Gelenken, gibt es für ihn zwei Möglichkeiten.

Entweder er sagt zu Inge: »Inge, ich werde krank, ich krieg' meine Grippe.«

Dann muß er natürlich alle weiteren Konsequenzen in Kauf nehmen: Inge bedauert ihn. Das ist schön. Das mag er. Aber dann muß er gurgeln, inhalieren, im Haus bleiben, zum Arzt gehen, sich krank schreiben lassen.

Also gibt es noch das *Oder*.

Gerd beherrscht sich. Sagt nicht, daß er Halsschmerzen hat, ignoriert das Kribbeln in allen Gliedern, hustet nicht mehr als unbedingt nötig. Und wenn Inge ihn fragend ansieht, sagt er leichtsinnig:

»So'n kleiner Schnupfen, weißt du, nicht der Rede wert.«

Dann muß er natürlich ebenfalls alle Konsequenzen in Kauf nehmen: Inge bedauert ihn nicht. Gerd muß den Mülleimer runterbringen wie immer. Vielleicht sogar noch das Laub im Garten zusammenharken. Er muß zur Arbeit gehen. Er darf nicht stöhnen.

Zum Arzt gehen – nee. Das haßt Gerd wie die

Pest. Aber kein bißchen bedauert werden. Das ist auch nicht das Wahre.

Doch wie erregt man das Mitleid seiner Frau, ohne daß man gleich zum Arzt gehen muß?

Antwort: Man verleugnet die Krankheit. Aber so, daß die Frau den heldenhaften Kampf bemerkt.

Beim Frühstück faßt sich Gerd kurz an den Hals und schluckt zweimal mit schmerzverzerrter Miene.

»Ist was, Liebling?« fragt Inge. »Hast du Halsschmerzen?«

»Nein, nein, nur so 'n leichtes Kratzen.«

Später wischt er sich – »heimlich« –, also so, daß Inge es sehen kann, Schweißperlen von der Stirn.

»Hast du Fieber?«

»Ach was, vielleicht 'n kleinen Schnupfen, kaum der Rede wert.«

Dann muß er vielleicht noch irgendwann im Flur sich mal plötzlich an den Kopf fassen oder ein bißchen taumeln. Aber so, daß Inge glauben muß, er fühle sich unbeobachtet.

»Gerd, du bist krank. Du hast 'ne Grippe. Gib es zu.«

»Nein, Liebling, ich sag' dir doch, so 'n kleiner Schnupfen.«

»Es ist unverantwortlich von dir, wenn du so zur Arbeit gehst.«

»Aber Liebling, ich kann doch nicht wegen jeder Kleinigkeit fehlen.«

»Du spielst wieder den Helden. Du gehörst ins Bett. Aber du *willst* mal wieder nicht krank sein.«

Wunderbar! Jetzt hat er sie genau da, wo er sie hinhaben wollte: Sie weiß, daß er krank ist. Sie hält ihn für einen Märtyrer, der seinen elenden Zustand mannhaft verleugnet. Sie bewundert ihn in gewisser Weise. Sie macht sich Sorgen. Sie hat Mitleid. Aber er braucht nicht zum Arzt. Denn er gibt es ja nicht zu.

Allerdings, nun beginnt Inges Psychologie. Sie muß nun ihr mitleidiges, mütterlich-sorgenvolles Herz überwinden. Muß hart sein, weil sie sein Spiel durchschaut.

»Also gut«, sagt sie. »Wenn du nicht krank bist, bring den Mülleimer runter, und heute abend müßtest du wirklich mal das Laub im Garten zusammenharken.«

»Aber ich hab' doch ...«

»Wenn du nicht zum Arzt gehst, bist du auch nicht krank. Also verschon mich mit deinem Gestöhne. Ich bemitleide dich nicht.«

Ja, wenn sie das fertigbringt, steht das Grippe-Psychodrama unentschieden.

Dann kann es sogar passieren, daß Gerd doch noch zum Arzt geht:

»Meine Frau schickt mich, Herr Doktor. Ich soll angeblich sehr krank sein.«